

Nr. 57. Bromberg, den 23. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(18. Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Brigitte Fries kam zu Lukas, ihn um einen Rat in Vermögensangelegenheiten zu bitten. Rosa hatte sich entfernt, wie sie jedem Besuch auswich. David saß in seiner Schreibstube. Lukas und das Mädchen waren allein im großen Zimmer. Brigitte legte jenem Schriften und ein Sparheft vor. Sie besprachen mancherlei, und er gab ihr Wegleitung in allem. Dabei sah er, daß sie bleicher war wie sonst und einen kranken Zug um den Mund hatte, eine Falte stand in ihrer Stirn, und sie hob nicht wie sonst die Augen frei zu ihm. Zweimal, während er zu ihr sprach, stieg das Blut heiß in ihr auf, daß er sein Wallen verfolgen konnte, eine sichtliche Unruhe bedrängte sie; zuweilen blickte sie nach der Tür, als ob sie lieber wieder ginge. Hastig stand sie auch auf, kaum daß ihre Beratung zu Ende war.

„Ist dir Widriges widerfahren?“ fragte er.

Sie erschrak vor seinem Blick und seinem Wort so, daß sie schwankte und sich am Stuhle halten mußte, dann sank sie auf den Sitz zurück, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Lukas Hochstraßer aber wußte auf einmal, was ihr war. Sich zurücklehnend, den Kopf in den Nacken gebogen, saß er einen Augenblick sinnend, und in diesem Augenblick überwand er Schrecken und Mitleid und Überraschung, die ihn fast überwältigt hatten, und gewann seine Ruhe zurück. Er verstand sich nicht auf feine Worte, aber es lag eine große Zartheit in dem, was er jetzt sagte. „Ich weiß es!“ Er legte die braune Hand auf die schmale, blauadrige Brigittens.

Sie warf die Hände vor ihr heißes Gesicht. In allem, was über sie gekommen war, hatte sie sich, wenn auch mühsam, aufrecht gehalten; nun verließ sie die Ruhe. „Mein Gott,“ stieß sie heraus. ‚Ich weiß nicht, was werden soll. Immer lockt es mich, zu tun, was der Vater getan hat! Sie werden mit Fingern auf mich zeigen. Verkriechen sollte ich mich, sollte —“

Lukas Hochstraßer stand auf, kam nahe zu ihr her und neigte sich über sie. Sein dunkler Bart, darinnen das Grau immer und immer nicht Meister wurde, berührte ihr Haar. Er nahm ihr die Hände vom Gesicht, dann trat er wieder hinweg von ihr, weil der Bauer eckig ist, wenn er trösten soll. Ein Zeitungsblatt vom Tische nehmend, machte er sich mit diesem zu schaffen und sagte: „Glaubst du, daß der Vater nicht weiß, was er dir schuldig ist für das, was der Sohn an dir getan hat?“

Darauf ging er einmal in der Stube auf und ab, kam zurück und blieb stehen: „Du mußt zu uns kommen, Brigitte. Ich will dich um mich haben, dich und — und dein Kind, damit ich euch zur Seite stehen kann.“

Sie antwortete nicht, aber der Sturm der Erregung, in dem sie gesessen hatte, legte sich.

Langsam und nachdenklich hin und her schreitend, tat er ihr dann in einzelnen und von Pausen unterbrochenen Sätzen zu wissen, was ihm vorweg einfiel.

„Du mußt bald heraufkommen. — Die Martha, die Magd, bringst du mit; wir können Hände brauchen im Haus. — Ich weiß, daß du Arbeit haben willst, wenn du kommst! Hier im Hause sollst du zum Rechten sehen. Rosa hat auf dem Land genug zu helfen.“

So setzte er mit jedem Satz einen Markstein für den neuen Weg, den sie zu gehen hatte. Als er zu Ende war, fragte er einfach: „Willst du, Brigitte?“

Sie richtete sich auf, dann erhob sie sich bescheiden, als ob sie nicht verdiene, was er ihr bot. „Ja“ sagte sie. Sie sah ihn dabei an und sagte mit dem Blick mehr als mit Worten. Es war, als ob neue Hoffnung sie durchströme.

„Ich lasse deine Sachen packen und hierherbringen. Du mußt bald kommen“, wiederholte er, als er sie zur Tür und über die Treppe hinab begleitete.

Als er zurückkam, fand er Rosa in der Stube.

„Brigitte wird zu uns ziehen“, sagte er ohne Umschweife.

Sie sah ihn ungläubig an. Dann, als sie sah, daß er nicht scherzte, wollte sie auffahren. „Ich bleibe nicht mit fremden Leuten im Hause“, sagte sie. Ihr früh alterndes Gesicht trug einen gehässigen Ausdruck.

„Sie hat dasselbe Recht wie du“, sagte er

Sie lachte ein hartes, unschönes Lachen. Aber als sie in diesem Augenblick an Lukas vorbei nach der Tür gehen wollte, wie es ihre Art war, im Zorn ein Gespräch abzuschneiden, bei dem sie sich unterliegen fühlte, faßte er mit festem Griff ihr dürres Handgelenk. „So mußt du es eben hören“, sagte er und erzählte in kurzen, schweren Worten Martins Geschichte. „Jetzt weißt du, warum er fort mußte!“ schloß er und dann, ehe er noch ihren Arm losließ, den er fast zornig preßte, sagte er: „Du kannst von dem Mädchen, von Brigitte, lernen, viel lernen kannst du, wenn du willst.“

Darauf ließ er sie allein und ging zu David hinüber, hieß ihn für Brigittens Umzug sorgen, kam dann zurück und befahl Rosa, welche Stube für die neue Insassin des Hauses, welche Kammer für die Magd zu richten sei. Das Mädchen widersprach nicht mehr. Sie preßte die Lippen schmal, wußte, daß sie es nicht über sich vermögen würde, Brigitte freundlich zu begegnen, schämte sich aber vor ihr um des Bruders willen und gedachte ihre Pflicht an ihr zu tun.

Wenige Tage darauf siedelte Brigitte ins Hochstraßer-Haus über. Die von Herrlibach reckten die Hälse. Was sollte das werden? Es war nichts Alltägliches, daß der Vater die Braut des verjagten Sohnes bei sich aufnahm. Und die Herrlibacher Weiber hatten scharfe Nasen. Sie schnupperten und windeten ein paar Wochen lang. Dann hob ein leises Säuseln an im Dorf, wie eben der Neuigkeitswind erst sanft und immer stärker durch den Wald der öffentlichen Meinung rauscht.

„Des Kapitäns Mädchen geht mit einem Kinde“, raunten sie zu Herrlibach. Die Ehrlichen und Verständigen taten die Augen weit auf und wunderten sich, die Garguten, die lebenslang auf den hohen Postamenten der Würdigkeit standen, als müßte jeder sein eigenes Denkmal vorstellen, entrüsteten sich, die Gehässigen und Geiferer hingen die Lästerzungen heraus und wiesen mit Fingern, und es fehlte nicht viel, daß aus der Entrüstung der einen und dem Lästern der andern ein böser Sturm im Dorf sich erhoben hätte. Aber Lukas Hochstraßer war da.

Lukas ging am Sonntag neben Brigitte Fries zur Kirche, er, an dessen Leben kein Makel war, der jedem gab, was jedem gehörte, und vor dem jeder im Dorf eine laute oder heimliche Hochachtung in sich hatte. Er schritt in seinem schwarzen Anzuge, den altväterlichen Hut auf dem Kopf, an der Seite des schlanken, blassen und einen Zug herber Trauer im Gesicht tragenden Mädchens. Nicht einmal auf

dem Wege ließ er seinen weiten Schritt sie überholen, sondern trug in Wesen und Gebärde eine hohe Rücksichtnahme auf seine Begleiterin zur Schau. Wenn er, was oft geschah, mit dem oder jenem angesehenen Manne von Herrlibach unterwegs in ein Gespräch kam, so zog er auch Brigitte in die Unterhaltung, ja, die Herrlibacher sahen seinen Blick oft mit einer liebevollen Freundlichkeit auf ihrem Gesichte haften oder sahen, daß er seinen Arm um ihre Schulter legte, damit in einer festen und väterlichen Weise andeutend, daß sie zu ihm gehöre. Dieses Inschutznehmen derjenigen, die in Gefahr stand, der Lästersucht und der Strenge der Sittenrichter zum Opfer zu fallen, blieb aber nicht auf den Kirchweg beschränkt. Lukas führte Brigitte, die bisher einsam gelebt hatte, in dieses und jenes Haus ein, mit dem Gewicht seines eigenen Ansehens ihr nicht nur Eingang, sondern freundliche Aufnahme verschaffend, er verstand es, ihr Freunde zu machen, wohl wissend, daß sie die Gabe besaß, diese sich zu erhalten. So überwand er unmerklich Böswillen und üble Nachrede. Sie aber ging wie im köstlichen Schatten eines starken und hohen Baumes und lebte darin auf. Daß sie aber nicht undankbar noch seiner Sorge unwert war, bewies sie bald. Seit Frau Regulas Tode war keine so wohltuende Helle mehr in seinem Hause gewesen wie jetzt. Brigitte hatte eine sanfte und kluge Hand, die alten Stuben warm und freundlich zu machen. Sie tat es unmerklich und ohne Geräusch, auch ohne durch Eigenmächtigkeit irgendeinen der früheren Inwohner zu verletzen. Jeden Morgen standen ein paar Blumen auf Lukas' Tisch, da rückte sie ein Möbelstück zurecht und dort zog sie eine Decke oder ein Stück Linnen zu Ehren, das lange im Schrank gelegen hatte, und irgendwie sahen die Stuben sauberer und frischer aus als früher, obwohl auch Rosa auf Ordnung gesehen hatte. Sie hatte aber eine gute Hilfe an Martha Schwerzmann, der Magd, die den Tag mit Singen anfing und mit Singen schloß und zwei Arme von Mannskraft hatte, mit denen sie überall zugriff. Die letztere fegte, putzte und rumorte, so daß Rosa am zweiten Tage schon mit verschränkten Armen im Flur vor sie hintrat und fragte, ob das Haus vorher nicht richtig gestanden habe, daß man jetzt das Unterste zu oberst kehre. Lukas kam in diesem Augenblick die Treppe herauf, und Rosa wagte nicht zu schelten, wie es ihr auf der Zunge gelegen. Im dunkeln Gesicht einen bitteren Zug, ging sie beiseite. „Man ist im eignen Haus nicht mehr daheim," murrte sie im Davongehen.

Hatte sie dermaßen ihrem Unmut vor der Magd Luft gemacht, so zeigte sie doch Brigitten keinen Groll. Sie wich ihr aus, und wo sie sie traf, schlug sie die Augen vor ihr nieder. Sie, die Verschlossene, trug in sich das Andenken an die Sünde des Bruders und hatte ein Gefühl fast der Mitschuld, weil der Sünder ihr Bruder war. Brigitte versuchte sich ihr umsonst zu nähern. Immer mehr und darin von Lukas geleitet, zog sich Rosa vom Hauswesen zurück und stand dem Vater wie früher bei der Arbeit in Stall und Scheune, auf Matte und im Weinberg zur Seite. Dieses härtere Tagwerk förderte die Herbheit ihrer äußeren Erscheinung weiter, und es konnte keinen größeren Gegensatz geben als derjenige, der in Wesen und Gestalt der beiden Frauen, Rosas und Brigittens, zutage trat.

Brigitte, während die Zeit ging, harrte des Kindes.

Inzwischen saßen oben im Kollerhaus zwei nicht alltägliche Leute schon über einer Wiege. Diese Wiege hatte es fertiggebracht, daß in der dürren Wüste, die ihr nur auf Erwerb und Zusammenhausen gerichtetes Leben vorstellte, ein schöner grünender Baum der Freude stand. An ihr fanden sich am Morgen, ehe sie ihr Tagewerk begannen, zur Mittagszeit, wann sie die Mahlzeit in die Stube rief, und nach Feierabend Christian Hochstraßer und Barbara, seine Frau, zusammen, saßen fast verlegen, wie sie sich zu benehmen hätten und doch mit einem täglich neuen Vergnügen daran und sahen auf den häßlichen kleinen roten Knaben, den Uli, der in den rotgemusterten, unansehnlichen Kissen lag. Sie gewöhnten sich daran, über dem Kinderbett statt wie früher am Tisch allabendlich ihren Tag zu besprechen, zu rechnen und zu planen. Für den kleinen Uli bauten sie mühsam und aus kleinen Wünschen— denn beider enge Art ließ wie kein freies, weites Handeln so auch keine große Hoffnung zu — ein seltsames Haus. Es hatte karg eingerichtete, schmucklose Stuben, aber volle Keller, wie das Kollerhaus, Stall und Scheune waren voll Reichtum, und unter dem harten Bett, in dem Uli Hochstraßer schlafen würde, stand eine mit schwerem Eisenwerk beschlagene Kiste mit Briefen und Noten und Geld. Seit der kleine Gast in der Wiege da war, dachten sie nicht mehr an sich, hofften nicht mehr, sich selber auf jener schönen Truhe einst zur Ruhe zu setzen, sondern füllten sie in Gedanken für den Knaben. Eines Tages beim Bezahlen von Christians Lebensversicherungsprämie kam ihnen der Gedanke, daß die Summe, die Barbara und ihren Kindern bei ihres Mannes allfälligem Tode zufallen würde, keine allzu große sei! Diese Summe bildete aber in ihrem Leben etwas so Wichtiges, daß sie durch alle die künftigen fünfundzwanzig Jahre, die bis zu ihrer Fälligkeit noch vergehen mußten, zurück und den zwei Leuten blendend ins Gesicht und die Gegenwart leuchtete. Von ihrem goldenen Schein geblendet, begannen sie aufs neue, sich hinter die Versicherungsprospekte zu setzen, zu rechnen und zu beraten.

„Auf fünfzigtausend Franken," meinte Christian, „sollten wir es bringen."

„Es wäre etwas," antwortete Barbara mit einem Aufschnaufen, aber die war die Vorsichtigere und so sagte sie: „Aber ob wir die Prämie immer herausbekommen?"

„Da sind die zwanzig Bankaktien von deinem Vater! Sie sind ohnehin nicht recht sicher, wir sollten sie nach und nach losschlagen. So bekommen wir das Geld zusammen."

Das war Christians langsamer, wohlüberdachter Rat, und er schien der Frau annehmbar. Die große Summe glühte und flimmerte vor ihren Augen; ein paar Tage lang hielten sie es aus; dann ließen sie den Agenten kommen und machten es richtig. Die Versicherungssumme wurde auf fünfzigtausend Franken erhöht. Die erste Prämiensumme hatten sie bar liegen! Denn Barbara war nicht unvermöglich. Ein paar Wochen ließen sie gehen. Ihre Freude füllte sie aus. Dann fielen ihnen die Bankaktien ein, die im Schreibtisch des verstorbenen Vaters lagen und deren Dividende eben fällig werden wollte. Mit dieser Dividende schien es plötzlich zu hapern. Christian stieß in der Zeitung auf einen Bericht, der von schweren Verlusten jener Bank zu melden wußte, so daß von einer Dividende keine Rede sein könne. Er reiste nach St. Felix und nahm die Papiere, die er loszuschlagen gedachte, mit, aber er fand keinen Käufer. In der Stadt sah man den scheuen und unbeholfenen jungen Bauern mit mitleidigen Blicken an. „Da habt Ihr böse Zettel", sagte ihm einer der Sparkassenbeamten, an die er sich gewendet hatte.

Seit diesem Tage hatten sie die Papiere wieder dort liegen, wo sie sie hergenommen hatten, und warteten auf die Nachricht, daß die Bank ihre Zahlungen einstelle; etwas anderes war, wie sie hörten, kaum zu hoffen.

Nun hatten sie neben dem Bett des Kindes kein ungesorgtes Sitzen mehr, aber wie vorher mit ihrer Freude kamen sie jetzt mit ihrer Angst und ihrer Sorge an diesem Bett zusammen und waren eine Gruppe zum Malen. Da lag das gelbe, häßliche Wurm, der Bub, hatte schwarzes Haar, das Haar der Barbara, auf dem Kopf und eine kleine schnabelförmige Nase, just wie die Mutter, und zwei noch unsicher, aber erstaunt blickende, weit aufgerissene Augen, und hier saß seine Mutter und dort sein Vater. Jedes hielt eine braune dürre Hand auf das Bett gelegt, mit der sie manchmal unbewußt nach den kleinen gelben Fingern des Kindes griffen und damit spielten, und während dieser Zeit waren ihre Köpfe über das Bett hin einander nahegerückt, der vogelähnliche, spärlich behaarte der Barbara und der schmale Christians, und in leisem Ton, als könnte das Kind schon verstehen, was sie sagten, berieten sie auf Monate und Monate hinaus, was erhaust und abgespart und veräußert werden könnte, damit die böse zweite Prämie herauskäme, sahen, daß sie diese wohl zusammenbrächten, und sorgten schon um die folgende, sorgten und wußten, daß diese dritte schwerer zu erschwingen sein würde. Beide faßte dabei manchmal eine fast lächerliche Angst, so daß das Blut in ihren Gesichtern vor Erregung kam und ging. Keines aber wollte das andre merken lassen, was in ihm vorging. Geschah es, daß inzwischen das Kind sich rührte, so mühten sie sich abwechselnd um dieses. Barbara besorgte es mit an schwerere Arbeit gewohnten unsicheren und fast schüchternen Händen, bettete es, gab ihm zu trinken, Christian, der Vater, nahm das Weinende auf und schritt mit ihm in der Stube hin und her. Dabei fanden sie an diesem Kinde mehr herumzustaunen als an den schönsten Obstbäumen oder der üppigsten Wiese, entdeckten diese und jene Schönheit und Klugheit an ihm, dem noch sinn- und willenlosen, und hinter allem lugte ihr fast gieriges Verlangen hervor, für das Kind ein Glück aus Gold zusammenzutragen.

Lukas erzählte Brigitten: „Den Narren haben die zwei an dem Kinde gefressen!"

Und Martha, die Magd, die einmal mit einem Auftrag ins Kollergut geschickt wurde, kam laut lachend zurück: „Jesses, so etwas! Wenn die einen Herrgott in der Wiege liegen hätten, könnten sie ihn nicht mehr anbeten."

Aber dann — die Martha! Die war zu gesund, um derlei seltsame Leidenschaft zu verstehen. Die nahm das Leben nach Schaffen und Frohsein und Nichtwünschen, was man nicht haben kann, und konnte nicht begreifen, daß es Menschen gab, die ihre ganze Liebe an *eines* hängten oder am taghellen Tage und mit wachen Augen träumten wie David.

Nach David sah die Martha ganz gern, sah überhaupt gern nach jungen Burschen, ohne sich dabei groß etwas zu denken, nur weil es ihr im Blute lag und sie in ihr fröhliches Leben fröhliche Liebe brauchte. Weil nun im Haus-

halt Lukas Hochstraßers, soweit das Haus zur Weinlaube ihn barg, außer dem schlitzäugigen und runden alten Longinus, David der einzige Junggeselle war, beschäftigte sich die junge Magd mehr mit ihm, als das vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Sie war keine, die sich zierte oder scheu war. Bei einer Begegnung zu Hause oder wenn eine gemeinsame Arbeit sie zusammenbrachte, richtete sie gern das Wort an David, suchte ihn mit Scherzen aufzurütteln, wenn ihn mitten in einer Arbeit die sonderbare Versonnenheit ankam, mit der er, das Gesicht erhoben und wie fernhin lauschend, stehen konnte, und lachte ihn aus, wenn er nach wenigen Augenblicken in seine fast schmerzliche Wortkargheit und Versunkenheit zurückfiel. Ihre Worte kamen an ihn wie ein kalter Wasserstrahl, der ihn aufschreckte. Aus großen Augen sah er sie an, zwang sich wohl zu einer heiteren oder unwirschen Antwort, aber bald kam die Verträumtheit in seinen Blick zurück. Dieser Blick dürstete nach einer andern.

(Fortsetzung folgt.)

Krisis in der Ehe.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Man muß Maud Petereit gekannt haben, als sie noch nicht den Goldreif am Ringfinger trug. Von bezaubernder Anmut und hinreißendem Temperament, gab es kaum einen Mann, den sie nicht an ihren Triumphwagen spannte. Studenten rissen die Mützen vom Kopf, wenn sie Maud nur von ferne sahen. Alte Herren neigten ihr ergrautes Haupt in lächelnder Ritterlichkeit über ihre Hand. Von den heiratsfähigen, jungen Männern erst gar nicht zu reden!

Aber plötzlich, mit ungefähr zweiundzwanzig Jahren, heiratete sie. Sehr überraschend für alle, die sie kannten, denn niemand hatte gemerkt, daß sie den um zehn Jahre älteren Doktor Petereit besonders ausgezeichnet hatte. Alles schien darauf hinzuweisen, daß sich hier zwei Temperamente in der glücklichsten Art zusammenfanden und ergänzten. Maud sah zwar stolz, aber keineswegs demütig zu ihrem Gatten auf. Doktor Petereit seinerseits empfand die Heiterkeit ihrer fest in sich selbst beruhenden Seele fast als eine Gnade. An sich leicht zu lenken, verwuchs er mit seiner Frau zu immer tieferer Gemeinsamkeit, die schließlich in der Geburt eines Sohnes ihren Höhepunkt fand.

Beide hingen an dem Kinde mit einer abgöttischen Zärtlichkeit. Aber ehe sie sich noch dieser Erfüllung völlig bewußt werden konnten, hob das Schicksal unbarmherzig seine Faust, und als sie niedersank, zuckte in dem weißen Kinderbettchen ein winziger Knabenkörper noch ein paarmal zusammen, um sich dann mit einem leisen Seufzer für immer auszustrecken.

Über der Leiche des Kindes sahen sich die Eltern an, mit Augen, so heiß von unerträglichem Weh, daß sie keine Tränen duldeten. Sie fanden kein Wort des Trostes für einander. Denn es war ihnen, als hätte dieses kleine Leben bei seinem Erlöschen ein Stück aus ihrem eigenen Dasein herausgerissen.

Erst das dumpfe Pochen der Erdschollen auf dem winzigen Sarg weckte sie aus ihrer Erstarrung. Und als sie nach Hause kamen, als Maud vor dem leeren Bettchen stand und geistesabwesend die weichen Kissen liebkoste, löste sich plötzlich der brennende Schmerz in einem hemmungslosen Strom von Tränen.

Doktor Petereit verstand und ehrte den Schmerz seiner Frau, den er selber zu tiefst teilte. Aber er war ein Mann, und so überwand er leichter einen Verlust, der die Seele seiner Frau bis in ihre Grundfesten erschütterte. Als jedoch Wochen und Monate vergingen, ohne daß es ihm gelang, ein Lächeln auf die Lippen seiner Frau zu zaubern, als er immer wieder nur tränennasse Augen und schmerzlich herabgezogene Mundwinkel zu sehen bekam, begann die Zwecklosigkeit seiner Bemühungen ihn schließlich mit einer an Erbitterung grenzenden Verstimmung zu erfüllen.

Er hatte geglaubt, daß ein wesentlicher Teil von Mauds Leben in dem seinen verankert war. Nun begann das Zusammensein mit seiner Frau der Harmonie zu entraten, ihr Stummsein bereitete ihm Qualen, ihre starrsinnige Hingabe an ihren Schmerz hielt er für übertrieben. Und während er sonst keine Freude außerhalb seines Heims kannte, fühlte er sich jetzt beschwert, wenn er nach harter Berufsfron einem Heim zustrebte, das mit der Heiterkeit auch die Behaglichkeit verloren hatte.

Einige Tage speiste er abends außerhalb, um Maud auf die Probe zu stellen. Sie schien seine Abwesenheit nicht bemerkt zu haben. Aus dem Bedürfnis nach Ablenkung und Zerstreuung setzte er deshalb sein neues Leben fort, immer in der Hoffnung, daß Maud endlich zu ihm zurückfinden würde. Es geschah jedoch nichts dieser Art. Und so wurde, was er aus Trotz begann, allmählich zu einer Gewohnheit. Sein Herz schrie nach weiblicher Anteilnahme und Erheiterung, und so konnte es kaum ausbleiben, daß er schließlich einem jungen Mädchen zugetan war, das er durch seine Frau von früher her flüchtig kannte. Die neue Freundin fand Doktor Petereit nicht nur liebenswürdig und interessant, sondern — auch ihre Eitelkeit wurde angenehm befriedigt durch das Bewußtsein, ihm eine Frau zu ersetzen, die einst die Königin jeder Gesellschaft gewesen war.

Maud mochte dunkel etwas Ähnliches ahnen. Eines Nachts wachte sie auf und fühlte sich einsam. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes und sah, daß sein Bett leer war — was zwar schon des öfteren der Fall gewesen war, ohne freilich von ihrem Bewußtsein aufgenommen worden zu sein. Dieses Mal aber wurde Maud sehr nachdenklich.

Sie erhob sich von ihrem Lager und trat vor den Spiegel. Sie betrachtete tapfer und ohne Selbstgefälligkeit ihr Spiegelbild und sah ein vom Weinen verquollenes Gesicht, matte, glanzlose Augen und zwei Falten, die sich von den Mundwinkeln herunterzogen. Sie fand sich abscheulich aussehend und vermutete nicht mit Unrecht, daß ihr Mann das Gleiche von ihr dachte.

Die einmal aufgescheuchten Gedanken ließen sie nun nicht mehr in Ruhe. Und indem sie die vergangene Zeit überdachte, kam sie schließlich zu der Erkenntnis, daß die Liebe eines lebenden Mannes eigentlich mehr gelten müsse als die Erinnerung an ein totes Kind.

Soweit gekommen, schluckte sie tapfer die letzten Tränen hinunter, fest entschlossen, mit allen Mitteln um den Wiedergewinn ihres Mannes zu kämpfen. Doktor Petereit merkte nichts davon. Er sah nicht, mit welcher Sorgfalt Maud sich nun wieder pflegte und kleidete, wie ihre Wangen mählich Farbe und ihre Lippen das Lächeln zurückgewannen. Er konnte es auch nicht sehen, weil er sich ja seit langem gewöhnt hatte, an Maud vorbeizusehen.

Maud dachte nicht daran, ihren Mann irgendwie bei der Moral zu packen. Aber während in ihr ein seltsamer Plan reifte, überwachte sie sorgsam seine Korrespondenz. Als sie daher die Wiederkehr einer gewissen Art von rosa Briefchen beobachtete, trug sie keinen Augenblick Bedenken, diese vorsichtig und unauffällig zu öffnen. Denn schließlich ging es um Glück und Bestand ihrer Ehe, die zu retten jedes Mittel recht sein mußte.

Da war sie denn freilich zunächst peinlich überrascht, in ihrer Rivalin eine ehemalige Schul- und Jugendfreundin zu erkennen, mit der sie einst eine flüchtige Neigung verbunden hatte. Aber sie erging sich nicht in sentimentalen Betrachtungen. Sie merkte, wie weit man schon gekommen war, und beschloß schleunigst zu handeln.

Als Doktor Petereit an diesem Abend nach Hause kam, erklärte ihm Maud, daß sie am nächsten Sonntag abends ihre Eltern besuchen wollte. Ihr Mann stimmte ihr freundlich zu und hatte Mühe, seine Genugtuung zu verbergen. Am nächsten Nachmittag schon erspähte sie ein zartes Briefchen, das nur die Worte enthielt: „Ich komme". Und es war ihr gewiß, daß ihr Gatte seine Freundin während Mauds Abwesenheit in der gemeinsamen Wohnung empfangen wollte. —

An dem fraglichen Sonntag verschwand sie zeitig in ihrem Zimmer, um sich anzukleiden. Mit Sorgfalt wählte sie eine Toilette, die alle Reize ihres jungen Körpers aufs vorteilhafteste in Erscheinung brachte. Ihr Gesicht, jugendlich gerötet, strahlte unter dem Feuer eines Augenpaares, das hundert süße Geheimnisse zu bergen schien. Ein Kranz blasser Perlen schmiegte sich um ihren schlanken Hals, und so trat sie endlich mit sieghaftem Lächeln vor ihren überraschten Gatten. — „Ich habe noch ein bissel Zeit", sagte sie und hängte sich in seinen Arm, „also setzen wir uns, und plaudern wir noch ein wenig. Es ist lange her, seit wir es zuletzt taten."

Doktor Petereit betrachtete Maud von der Seite und lächelte, wenn sie ihn ansah. Es war ein etwas verzerrtes Lächeln. Denn nie war ihm seine Frau so atemberaubend schön erschienen. Er hätte dieses Zusammensein gern ausgedehnt, aber er wünschte brennend, es fände an einem anderen Orte statt.

Maud war vollkommen unbefangen. Sie beherrschte sich außerordentlich und ersann tausend kleine Zärtlichkeiten, um ihren Mann zu erheitern. Um acht Uhr klingelt es. „So spät noch Gäste?" sagte Maud und zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Doktor Petereit wollte zur Tür stürzen, sie hielt ihn zurück und ging selbst. Sie begrüßte ihre frühere Freundin mit gut gespielter Herzlichkeit, nicht ohne einen Ton des Befremdens in ihren Worten mitklingen zu lassen. Das arme Mädchen war so bestürzt über den unerwarteten Empfang, daß es kaum ein paar Worte zu sprechen vermochte. Doktor Petereit blieb steif wie ein Klotz. Die unglückliche Situation erzeugte in ihm einen förmlichen Haß gegen den Störenfried, eine ganz ungerechte Verstim-

mung, die sich vielleicht irgendwie Luft gemacht haben würde, hätte Maud ihn nicht mit feinem, gutmütigem Lächeln beschwichtigt.

Man trank zusammen Tee, und es war wirklich kein sehr gemütliches Teestündchen. Doktor Petereit war wortkarg und vergrübelt, seine Augen hingen an der Gestalt seiner Frau wie ein Ertrinkender am Leben. Der Gast glaubte die Situation retten zu müssen und sprach wie ein Wasserfall, um die eigene Verlegenheit zu bemänteln, aber es war lauter belangloses und törichtes Zeug. Und nur Maud sprühte von Witz und Laune und sah entzückend aus.

Einmal blickte das Mädchen in den Spiegel und verglich ihr Aussehen mit dem Mauds. Sie empfand erschreckt, daß sie keine Konkurrenz zu bieten vermochte. Aber sie war auch Weib und durchschaute das Spiel — und sie wußte, daß es verloren war, als ihr Blick den Mann streifte, dessen Antlitz vollkommene Hingabe, Liebe und Stolz ausdrückte. Da erhob sie sich brüsk und verabschiedete sich mit wenigen, kühlen Worten. Doktor Petereit machte eine kalte Verbeugung und wandte der Gehenden den Rücken, noch ehe sie das Zimmer verlassen hatte.

Als die Beiden allein waren, legte Maud plötzlich die Arme um den Nacken des Mannes und lächelte unter Tränen. Da erkannte er, daß sie um die dunklen, dumpfen Wege seiner letzten Wochen wußte. Er wollte etwas sagen, um Verzeihung bitten. Aber sie verschloß ihm den Mund mit Küssen. Denn schließlich, es war ja ihre Schuld, daß es eines solchen Umweges bedurft hatte.

Die kranke Fürstin.

Von Karl Hage.

In alter Zeit kam einmal zu dem vielbeschäftigten Arzte X. in St. Petersburg ein Diener und bat ihn, die reiche Fürstin Y. aufzusuchen, die soeben aus Moskau angelangt und im ersten Gasthof der Stadt abgestiegen war.

Es war Winter.

Der Arzt, der den Namen der Fürstin schon hatte nennen hören, versprach zu kommen, machte sich auch bald auf den Weg, stieg die Treppe des Gasthofes hinauf und traf, nachdem er an einem vornehmen Appartement geklingelt hatte, im Vorzimmer zwei goldbetreßte Lakaien, die ihn ehrerbietig empfingen und ihm seinen Pelz abnahmen. Der Diener, der den Arzt in der Wohnung aufgesucht hatte, kam gleichfalls hinzu, grüßte höflichst, führte den Professor in ein prächtiges Gemach und bat ihn mit gedämpfter Stimme, Platz zu nehmen, indessen er ihn der Fürstin melde.

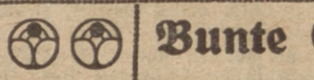
Auf leisen Sohlen schlich der Diener fort. Der Arzt wartete eine Weile, wurde endlich ungeduldig und öffnete eine Tür.

Totenstille weit und breit.

Er ging ins Vorzimmer. Die Diener waren fort.

Er ging wieder in die inneren Gemächer und läutete. Der Gasthofsbesitzer erschien und erklärte, die Zimmer seien von drei Herren erst vor einer Stunde gemietet worden. Bezahlt hätten sie noch nichts.

Ist, so fragt der Chronist, wohl jemand auf so vornehme Weise um seinen Mantel gebracht worden?



Bunte Chronik



* **Tragisches Ende des Erfinders der Okarina.** Einen tragischen Tod fand der 97 Jahre alt gewordene Erfinder des besonders in östlichen Ländern sehr beliebten Musikinstrumentes Okarina, Herr Louis Sylvestri. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag, als in Venedig das Fastnachtstreiben auf seinem Höhepunkt stand, durchzog ein lärmender Trupp Masken die Straße, in der der greise Sylvestri wohnte. Die übermütigen Masken gaben Schüsse ab, die schauerlich in der engen Gasse widerhallten. Halb neugierig, halb in Angst, beugte sich der Greis zum Fenster hinaus, verlor das Gleichgewicht und wurde zerschmettert unten aufgefunden. M. Sylvestri war in Venedig eine sehr bekannte Persönlichkeit. Bis zu seinem 30. Lebensjahr war er ein einfacher Landarbeiter, bis es ihm, dem Musikliebhaber, gelang, durch eine geniale Idee die Okarina zu erfinden. Dies neue Instrument erfreute sich schnell großer Beliebtheit, besonders auch bei den italienischen Bauern, kam von dort nach Rußland und in die Balkanländer, wo es eines der beliebtesten Volksinstrumente ist. Die Erfindung brachte ihm ein beträchtliches Vermögen ein; Sylvestri war mehrfacher Millionär, so daß er den Rest seines Lebens als Rentier sorgenlos verbringen konnte. Die Trauer um den volkstümlichen Mann in Venedig ist groß, und bei seiner Beerdigung ging dem Leichenzug ein Musikchor, nur aus Okarina-Spielern gebildet, voran.

*

* **Verjüngungsoperationen und Versicherungsgesellschaften.** Aus Wien wird berichtet, daß ein von dem bekannten Verjüngungsoperateur Professor Voronoff mit Erfolg behandelter Mann, der vor zwei Jahren in seinem 55. Lebensjahr von einer Versicherungsgesellschaft eine Police genommen hat, von dieser einen Protest erhalten habe. Der Operierte hat die Gesellschaft verklagt, und sein Anwalt führt aus, man müsse von jedem erwarten, daß er von allen neuen Entdeckungen der medizinischen und chirurgischen Wissenschaft zur Verlängerung seines Lebens Gebrauch machen werde. — In den englischen Versicherungskreisen hat man den Bericht mit Interesse aufgenommen. Der Direktor einer großen Londoner Versicherungsgesellschaft erklärte, es sei noch nie ein ähnlicher Fall im englischen Versicherungswesen vorgekommen: „In einer normalen Versicherungs-Police steht nichts über Voronoff-Operationen. Ich bezweifle, daß irgendeine Gesellschaft in England einen Anspruch unter ähnlichen Umständen ablehnen würde. Eine Voronoff-Operation bedeutet doch schließlich nicht den Willen zum Selbstmord."

*

* **Die Wechsel der Pola Negri.** Als Pola Negri noch in Berlin filmte und hier ungeheure Gagen erhielt — sie bezog im Monat ungefähr 40 000 Mark — konnte sie sich natürlich alles leisten, was des Menschen Herz begehrt, Auto, Kostüme, Brillanten . . . Auch Brillanten! Und die Kaufleute waren erfreut, wenn Pola Negri bei ihnen kaufte, und gaben gern Kredit auf Auto, Kostüme, Brillanten . . . Auch Brillanten! Als nun Pola übers große Wasser ging, weil man ihr in Hollywood monatlich 75 000 Mark bot, ließ sie in Berlin allerlei zurück, darunter unbezahlte Rechnungen über Auto, Kostüme, Brillanten . . . Auch Brillanten! Dafür stellte sie Wechsel aus, vier an der Zahl, jeden über 4000 Dollar. Leider vergaß sie, die Dingerchen einzulösen, so daß sie (die Wechsel, nicht die Pola) zu Protest gingen. Die Berliner Juwelenfirma, die weder in der Lage noch gewillt war, 64 000 Mark einzubüßen, verklagte die Diva in Hollywood und bekam natürlich Recht. Pola muß zahlen, und hat sich durch diese Affäre einige Sympathien diesseits und jenseits des Ozeans verscherzt.

*

* **Ein Schreibphänomen.** In Kairo in Ägypten hält sich zurzeit der arabische Schreibkünstler Markarem auf, und stellt Proben seiner Kunst zur Schau, einer Kunst, die ihn befähigt, auf einem winzigen Raum unglaublich viele Worte zu schreiben. Unter diesen einzigartig dastehenden Proben befindet sich ein Reiskorn, auf dem er nicht weniger als 110 arabische Worte untergebracht hat. Auf einem anderen Reiskorn hat der Künstler eine ganze Rede wiedergegeben, die Abu Bakr hielt, als er zum Kalifen gewählt worden war. Im Museum von Damaskus ist ferner ein Getreidekorn ausgestellt, das 113 Worte enthält und auf der demnächst stattfindenden Messe in Bayruth wird ein anderes, 85 französische Worte enthaltendes Getreidekorn zu sehen sein. Alle diese Wunderwerkchen entstammen der Feder des arabischen Schreibkünstlers, der überdies auch auf einem Ei die türkische Verfassung in einem Wortlaut von 10 000 Worten niedergeschrieben hat und dabei obendrein das Kunststück zustande brachte, auf dem geschriebenen Ei eine Karte des ottomanischen Reiches unterzubringen.

Lustige Rundschau



* **Das Yankeefräulein.** Führer: „Dieses, Fräulein, ist der berühmte Rhein." — Miß: „O, ui interessant. Das ist also die berühmte Rhein, aus die das Rheinwein gemacht wird."

*

* **Der Pedant.** „So nehmen Sie sich doch in acht. Beinahe hätten Sie mir mit Ihrem Schirm ins Auge gestoßen." — „Entschuldigen Sie, das stimmt nicht. Der Schirm gehört nicht mir."

*

* **Kollegen.** „Herr Kollege, ich habe in dieser Sitzung noch nicht bemerkt, daß Sie den Mund geöffnet haben." — „Herr Kollege, Sie irren, ich habe während Ihrer Rede einige Male gegähnt."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.